

D. A. Bots

Denkbar glaubwürdig

Reden über den Höchsten



EDITION WORTSCHATZ

Das verwendete Papier ist FSC-zertifiziert. Als unabhängige, gemeinnützige, nichtstaatliche Organisation hat sich der Forest Stewardship Council (FSC) die Förderung des verantwortungsvollen und nachhaltigen Umgangs mit den Wäldern der Welt zum Ziel gesetzt.



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung sowie Bildbearbeitung: spoon design, Olaf Johannson
Umschlagbild: Nach einem Gemälde von Christoph Oehler (1881–1964).

Gemälde in Familienbesitz

Lektorat: Dr. Ulrich Parlow

Satz und Herstellung: Edition Wortschatz

© 2024 D. A. Bots

Edition Wortschatz, Neudorf bei Luhe
ISBN 978-3-910955-13-4, Bestell-Nr. 588 913

Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des Autors

www.edition-wortschatz.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Wo steckt Gott?	11
2. Alle Gottesbilder sind falsch	21
3. Darf das Leben einen Sinn haben?	35
4. Was darf ich hoffen?.	45
5. Die Hölle aus heiterem Himmel.	53
6. Gott am Kreuz	65
7. Was soll ich tun? Und wie oft?.	85
8. Und die anderen?	101
9. Gott liebt dich, wie du werden kannst	115
10. Wozu noch beten?	121
11. Was ist Wahrheit?	127
12. Was darf ich wissen?	137
13. Gott würfelt	149
14. Zum Teufel mit den Hörnern	161
15. Das Gottesexperiment	175

Vorwort

Gott sprach ... und es wurde.

Welche Wortgewalt!

Wir Menschen scheitern für gewöhnlich an der (wesentlich einfacheren) Umkehrung: Da ist etwas und wir können es nicht recht in Worte fassen.

Wie sollten auch diese Abgase der Lunge, die wir im Kehlkopf in Schwingung versetzen und denen wir im Mund dann gezielt Hindernisse in den Weg stellen, irgendetwas befriedigend abbilden können?

Im Fall der sprachlichen Abbildung einer möglichen Gottheit kommt (leicht) erschwerend hinzu, dass diese Gottheit ja auch nicht sicht-, greif-, riech- oder hörbar ist.

Heutzutage wird das Scheitern der Sprache hinsichtlich der Frage nach Gott am häufigsten an ihrer Unfähigkeit aufgezeigt, die Übergeschlechtlichkeit Gottes wiedergeben zu können. Aber auch die drängendsten theologischen Fragen früherer Generationen münden unweigerlich in einer Bankrotterklärung der Sprache.

Schliesslich wurde die religiöse Sprache auch in Misskredit gebracht. Immer wieder ziehen kritische Kommentare zu gesellschaftlichen Strömungen zum Vergleich das Christentum als Urtypus des Wahns heran. Mit Vorliebe wird das volle Programm der Religion auf den behandelten Gegenstand übertragen. Es werden Heilsfiguren, Propheten und Missionare ausgemacht,

Sündenkatologe und Ablasshandel entdeckt, Heilsversprechen hinterfragt und Dogmen angeprangert: Gender- oder Klima-Aktivismus, Gesundheits-Lifestyle, Bio-Trend, Homöopathie, Bitcoin, Impfen oder Impfverweigerung, Veganismus ... alles nimmt religiöse Züge an!

Die jeweilige Ansicht wird so als Ersatzreligion gebrandmarkt. Der Vergleich einer beliebigen Anschauung mit der christlichen Religion ist ein verbreitetes rhetorisches Stilmittel. Jedes Mal, wenn zum Zweck der Beschimpfung einer Sache die Schattenseiten der Religion heraufbeschworen werden, wird aber auch das Bild über Religion in der Öffentlichkeit weiter verzerrt. Religiöse Begriffe sind heute alle negativ konnotiert. Wir können nicht nur nicht sachgerecht von Gott sprechen. Wenn wir es versuchen, schrillen bei unseren Zuhörern schon die Alarmglocken.

Von Gott sprechend scheitern wir. Dieses Scheitern entmutigt uns. Aber schweigend scheitern wir auch: Schweigen ist nichts-sagend. Es gibt kein qualifiziertes Schweigen. Denn es lässt sich nicht vom teilnahmslosen, unverständigen Schweigen, unterscheiden.

Von Gott zu schweigen, hiesse, beim *Ich weiss, dass ich nichts weiss* stehen zu bleiben. Wer sich mit seinem Schweigen über Gott begnügt, vergibt die Chance, die Notwendigkeit des eigenen Schweigens tiefer zu erkennen. Denn nur wer immer wieder keck von Gott spricht, kann sich die Unmöglichkeit des Unterfangens bewusst halten.

Angesichts dieser Herausforderungen bleibt uns die stetige Flucht nach vorn: Wir dürfen über Gott immer wieder in Worten und Bildern nachdenken, die unverbraucht und unverdächtig sind – und doch inhaltlich an der traditionellen, biblischen Sprache anknüpfen und die Sache auf den Punkt bringen. Auf ein Komma wenigstens.

Damit ist das Kernanliegen dieses Buches umrissen: *Denkbar glaubwürdig* will Menschen zum Reden über Gott ermutigen und befähigen. Einige Sichtweisen sind vielleicht ungewohnt und

anstössig. Sicher immer wieder etwas einseitig. Hoffentlich aber erhellend.

Von Gott zu sprechen, ist immer anmassend. Nicht von Gott zu sprechen, ist aber ebenso vermessen. Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man halt labern. Ich bin überzeugt: Wenn auch unser Reden vom Höchsten naturgemäss an allen möglichen Unzulänglichkeiten leidet, Gott selbst ist und bleibt denkbar und glaubwürdig.

1. Wo steckt Gott?



Erinnern Sie sich? Sie spielten Verstecken. Sie suchten sich ein passendes Schlupfloch und harrten mit ein paar Verrenkungen auf die grosse Entdeckung. Die grosse Entdeckung – das waren Sie selbst! Ihre Fähigkeit, sich an diesem unverdächtigen Ort unsichtbar zu machen.

Da kommt jemand! Sie duckten sich, schlossen die Augen und hielten den Atem an. *Nur nicht niesen jetzt!* Als der Sucher die ersten Male achtlos an Ihrem Versteck vorbeihuschte, werteten Sie das noch als Beleg für Ihre Gerissenheit. Seine Annäherungen wurden seltener, irgendwann liess er sich gar nicht mehr blicken. Sie begannen vorsichtig, sich durch Räuspern bemerkbar zu machen. Sie warfen Kieselsteine. Sie riefen halblaut. Vergeblich. Nach längerem Zögern verliessen Sie ungeduldig Ihr Versteck – nur um festzustellen, dass Ihre Freunde das Spiel längst abgebrochen und etwas anderes angefangen hatten.

Vielleicht ist Ihnen nicht mehr jedes Detail präsent. Aber die mit dieser Erfahrung verbundenen Gefühle können Sie abrufen, als sei es erst gestern geschehen. Diese Gefühle gehören zum menschlichen Inventar.

Wer Verstecken spielt, geniesst den widersprüchlichen Reiz zwischen Sich-Entziehen und Sich-finden-Lassen. Das Spiel lebt vom Herauszügern des unausweichlich und wünschenswert Kommenden. Es ist ein Stück Erotik. Umso frustrierender, wenn sich kein Höhepunkt und keine Vereinigung einstellt. Wenn alles Warten jeglichen Zwecks entbehrt.

In dieser misslichen Lage steckt auch Gott:

Er wartet in Seinem Versteck, während die Suche nach Ihm zu einer Beschäftigung für eine Minderheit von Berufs-Christen, Opfern und Spinnern verkommen ist. Gott will sich aber auch von jenen suchen lassen, die nicht nach Ihm fragen. Ihnen möchte Er zurufen: *Hier bin ich, hier bin ich!*

Ist dieser Gott zu bemitleiden? Wer hat Ihn denn darum gebeten, sich zu verstecken? Er ist doch einfach verschwunden, ohne uns davon etwas zu sagen! Was treibt Ihn an, sich bis zur

scheinbaren Inexistenz zu verbergen und dennoch gesucht werden zu wollen?

Wer an einen Gott glauben will, muss begründen können, weshalb dieser angebliche Gott nicht offensichtlicher ist. Die Behauptung, Gott spiele bloss Verstecken, klingt da recht billig. Das Leben ist doch kein Spiel! In einem Spiel kann man jederzeit die Karten hinwerfen und in den vertrauten Ernst des Lebens flüchten. Ein Spiel ist nur ein gutes Spiel, wenn es das für alle Beteiligten ist. Für viele Menschen hat der Spass aber längst aufgehört.

Weshalb verzögert Gott dieses unausweichlich und wünschenswert Kommende – Seine Entdeckung – so lange? Weshalb macht Er es uns so schwierig, Ihn zu finden?

Mit Sicherheit wissen wir über einen möglichen Gott lediglich, dass Er grossen Wert auf Seine Privatsphäre legt. Anstatt mit Seinem Schöpfungswerk zu prahlen, bleibt Gott lieber anonym. Tut Er das aus Bescheidenheit? Handelt es sich bei Seiner Abwesenheit um eine verhaltene Form der Selbstkritik? Merkt Gott gar nicht, wie sehr Er unseren Spürsinn überfordert? Spielt Gott etwa ein Katz- und Mausspiel? Oder hat Er für Sein Sich-Verbergen gute Gründe – Gründe, die sich weit hinter dem Verstehenshorizont unserer Erbsenhirne erschliessen mögen?

* * *

Wer sich im Rahmen seiner Meinungsfreiheit das Recht nimmt, nicht an einen Gott zu glauben, und nicht auf dem Wissenschaftscharakter dieser Einschätzung beharrt, ist fein raus. Wer hingegen mit dieser seiner Meinung überzeugen möchte, braucht gute Argumente. Diese sind ihrer Natur gemäss rar: Wie soll man auch die Nichtexistenz von etwas beweisen können? Ein kleiner Ansatz in diese Richtung wäre vielleicht das Gedankenspiel, versuchsshalber das Gegenteil zu beweisen: Wie müsste die Welt beschaffen sein, dass man auf einen Gott schliessen könnte? Eine schlüssige Idee, wie eine von einem guten Gott erschaffene Welt

aussehen könnte, wäre ein plausibler Hinweis auf Gottes Inexistenz: Wer hinausposaunt, dieses Leben lasse keine Rückschlüsse auf die Anwesenheit eines höheren Wesens zu, sollte wenigstens aufzeigen können, welches Leben denn auf einen Gott hindeuten würde. Ist es nicht möglich, in groben Zügen eine Welt zu skizzieren, in der sich Gottes Dasein aufdrängen würde?

Das klingt vordergründig leicht. Schnell denken wir an all das Leid auf der Welt. Könnte man das nicht einfach weglassen?

Ein schmerzärmeres Leben wäre tatsächlich schön. Aber es wäre noch lange kein Hinweis auf Gottes Existenz. Wir würden die Güte des Lebens ja nicht einmal als solche wahrnehmen können, hätten wir nicht den direkten Vergleich zur Pein dieser jetzigen Welt. Angenommen, das Leben wäre ein Ponyhof, würden Menschen deswegen eher auf einen Gott schliessen? Ich denke nicht. Erfahrungsgemäss weckt erst Leid unsere spirituellen Bedürfnisse. Und die Not ist auch der einzige Ort, wo der Glaube an Gott heute noch als verzeihlich gilt. Religion wird allein als Schmerzmittel geduldet. Als Antidepressivum, das man zwar jedem zugehen, selbst aber möglichst nicht einnehmen möchte.

Auch die Bibel hat die Dringlichkeit der Frage nach den Gründen für Gottes Abwesenheit erkannt. Sie lässt sich auf das Gedankenexperiment ein, eine Welt zu skizzieren, die auf einen Gott hinweisen würde. Gleich auf ihren ersten Seiten schildert sie uns diese Welt, in der Gott mit allen Sinnen wahrnehmbar ist. Im paradisischen Garten hören Adam und Eva Seine Schritte. Die Frage nach Gottes Existenz erübrigt sich für die beiden, weil Gott physisch anwesend ist.

Die Geschichte möchte nun aufzeigen, dass mit dem sicht-, hör- und spürbaren Gott noch nicht alle Probleme gelöst sind. Im Gegenteil: Je gewisser Gott und Mensch existieren, desto heftiger geraten sie aneinander.

Den Grund dafür ortet die Erzählung darin, dass sich Gott und die Menschen das Recht nehmen, die Dinge in *Gut* und *Nicht-Gut* einzuteilen. Bald urteilen Adam, Eva und Gott über alles, was ist. Und damit auch übereinander. Eva projiziert ihre

eigene Urteilsfähigkeit auf Adam – und fürchtet sich vor seinem Urteil über sie. Sie schämt sich. Adam weiss sich Evas kritischem Blick ausgesetzt. Er fürchtet ihre Kritik und schämt sich. Beide fühlen einen prüfenden Blick Gottes. Und sie schämen sich. Und Gott? Spürt Er die Blicke Adams und Evas? Schämt auch Er sich Seiner unverhüllten Anwesenheit? Möchte Er sich gar verstecken?

Nach dem legendären Biss in die Frucht stellt Gott Adam zur Rede und muss sich statt eines Geständnisses einen Vorwurf anhören. Adam rechtfertigt sich: *Die Frau, die DU mir gegeben hast, hat mir von der Frucht gegeben!* Mit einem Seitenhieb im Nebensatz also, den er zu seiner Verteidigung gar nicht bräuchte. Adam setzt zum Rundumschlag an. Eva, die Schlange, Gott persönlich – alle haben versagt, nur nicht er selbst.

Auch Gott muss merken, dass der Wille zum Urteil nicht vor Ihm haltmacht. Der Mensch nimmt Gott nicht mehr an, wie Er ist, sondern spielt sich zum Kläger, ja zum Richter über Ihn auf. Das muss sich Gott nicht antun. Er entzieht sich diesem Urteil. Nicht aus einer Not, sich nicht verteidigen zu können. Sondern weil Er kommen sieht, dass die menschliche Kritiksucht grenzenlos ist. Die Beziehung zum Menschen ist für Gott ungeniessbar geworden. Er zieht sich zurück und glänzt in dieser Welt fortan durch Abwesenheit.

Die Geschichte des Sündenfalls verstrickt sich in Widersprüche. Und sie versucht gar nicht erst, diese zu vertuschen, sondern weist in ihrer Wortwahl sogar noch darauf hin:

Wie kann Adam beispielsweise ohne eine Ahnung von Gut und Böse das Gebot, nicht von diesem Baum zu essen, verstehen, es befolgen und die Regel für Eva noch verschärfen? Wie kann Eva sehen, dass die Früchte *gut* waren, wenn sie doch *Gut* und *Böse* noch gar nicht unterscheiden kann? Das ist wie mit dem Huhn und dem Ei: War zuerst der Biss in die Frucht oder das Bewusstsein, etwas Verbotenes zu tun?

Diese Geschichte ist nicht logisch. Und sie schämt sich nicht dafür. Die Bibel scheitert ganz bewusst darin, ein stimmiges Bild des Paradiesmenschen zu zeichnen. Sie zeigt damit, dass wir uns

Gottes unbestreitbare Anwesenheit nicht vorstellen können, ohne dabei grundlegende Eigenschaften des Menschen wegzudenken. Menschsein heisst urteilen wollen. In seinem Urteilen gebärdet er sich wie ein Gott. Das Gott-sein-Wollen macht den Menschen erst zum Menschen. Es existiert für den Menschen kein Paradies ohne Verlust dessen, was ihn im Innersten ausmacht.

Die Sündenfallgeschichte ordnet sich wegen dieser offensichtlichen Widersprüche selbst der Gattung *Theologische Fiktion* zu. Eine solche Erzählung mit überzeugendem Menschenbild ist aber noch kein stichfestes Argument. Das *Genauso hätte es sein müssen* reicht als Beweis nicht aus.

* * *

Gott bleibt uns diesen Beweis nicht schuldig. Er erbringt ihn, indem Er in die Geschichte tritt und sich von ihr die Realitätsnähe der biblischen Fiktion bestätigen lässt. Die Christen behaupten, dass Gott es tatsächlich wagte, sich auf der Erde blicken zu lassen. In Jesus Christus kommt Gott auf die Welt und zeigt auf, dass das vernichtende Urteil Adams in der Erzählung kein Hirnge-spinnst ist.

Schon Jesu Geburt auf Erden zieht eine Blutspur nach sich. Weil dem unschuldigen Baby Herrschaftsallüren nachgesagt werden, muss es weg. Grossflächig lässt König Herodes mal eben vorbeugend alle neugeborenen Jungen töten. Bereits eine Ahnung, jemand könnte den Mächtigen ihren Rang streitig machen, versetzt sie in höchste Alarmbereitschaft. Aber damit nicht genug.

Vom erwachsenen Jesus wird dann ziemlich genau das überliefert, was wir uns von einem Gott wünschen würden: Er sorgt für Gerechtigkeit und drückt sich nicht davor, in moralischen Fragen Klartext zu sprechen. Gleichzeitig übt er Nachsicht und drückt auch mal ein Auge zu. Er macht sich gegen Machtmissbrauch stark und deckt Doppelmoral auf. Er lässt die menschliche Freiheit und die Freiheit der Natur zu, setzt ihren wüstesten Auswüchsen aber Grenzen. Er hebt den Zusammenhang zwischen

Arbeit und Lohn nicht auf, schmeisst aber auch mal eine Party. Wir wünschen uns eine Welt, in der wir aufsteigen und sogar fallen können – nur nicht zu tief. Diese Welt ermöglicht Jesus. Und Jesus bleibt auch nicht lange inkognito. Er gibt sich als Gott zu erkennen. Durch sein Verhalten. Durch seine Wunder. Durch seine Worte.

Aber genau dieser Anspruch kostet ihn letztlich sein Leben.

Q. e. d.

Und es war nicht so, dass sie sagten: *Endlich haben wir dich! Du sollst am eigenen Leib erfahren, was es heisst, in deiner Welt zu leben: Kreuzigt ihn!* Nein. Das Gott-Sein wurde ihm abgesprochen. Die Bibel deckt auf: Der Ruf nach einem deutlicher existierenden Gott ist heuchlerisch. Der Mensch kann sich diesen Gott nicht wünschen. Er duldet keine anderen Götter neben sich. Gott muss weg. So hat Gott sich zurückgezogen, weil wir Ihn getötet haben. Und es wieder tun würden. Diese Erde ist für Gott ein lebensfeindlicher Planet. Seine Scheu vor den Menschen beruht nicht auf einer absurden Wahnvorstellung.

Durch Seine Geburt auf dieser Welt prüfte Gott die Ebenbürtigkeit mit dem Menschen. Bevor der Mensch wie Gott werden sollte, wollte Gott mal versuchshalber Mensch werden. Dieser Versuch scheiterte. War das absehbar gewesen? Oder hatte Gott mit der Beweisführung durch Seine Menschwerdung zu hoch gepokert? Hätte es sein können, dass wir diesen Jesus als Regenten akzeptiert hätten und er als Philosophenkönig zuerst das antike Israel, dann über das Römische Reich die ganze Welt mit seiner weisen Führung und gelegentlichen Wundern in ein Goldenes Zeitalter geführt hätte? Dass Gott schlussendlich Seine jenseitige Wohnung aufgegeben hätte, um ganz unter uns Menschen zu wohnen? Dieser Gedanke scheint mir lächerlich. Spätestens ICH hätte nach zweitausend Jahren Gottesherrschaft eine Untergrundverschwörung gegen den guten Herrscher gegründet. Aus purer Lust an der Opposition. Gott hatte nicht zu hoch gepokert.

Im Gegenteil. Das Szenario der irdischen Gottesherrschaft wäre ein schöner Plan A gewesen. Zu kommen und mit Seinem grauenhaften Tod Seine Absenz auf Erden zu rechtfertigen, war schon immer nüchterner Plan B.

* * *

Ich kann mir keine Gestalt Gottes vorstellen, die wir nicht weg haben wollten. Auch die Literatur hat meines bescheidenen Wissens noch keine solche Figur schaffen können. Selbst wenn wir uns Gott als liebevollen Riesenaffen, als süßes ausserirdisches Wesen, als Grossen Bruder ausmalten – Er müsste weg.

Es kann aber nicht nur keine Erscheinungsform, es kann auch keine Äusserungsform Gottes geben, deren Göttlichkeit nicht bestritten werden würde: Wenn Gott nur von Zeit zu Zeit etwas verlauten liesse, z. B. hör- oder riechbar wäre – wir würden uns dagegen auflehnen. Es wegdiskutieren. Oder dem Phänomen die Göttlichkeit absprechen und es als noch unerklärtes Naturspektakel bezeichnen. Wenn beispielsweise alle paar Jahre an verschiedenen Orten einzelne Menschen vom Tod auferstehen würden, würde man das bald von der Sagenwelt in die Welt der wissenschaftlichen Rätsel umsiedeln. Es wäre uns zwar unerklärlich und unvorhersehbar, aber doch irgendwie Teil unserer Welt – und ginge nicht als Hinweis auf eine jenseitige Welt durch.

* * *

Zurück zur Ursprungsfrage: Hält sich Gott bedeckt, weil Er sich schämt? Ich kann diesem Gedanken tatsächlich etwas abgewinnen: Wenn die Schlange in der Sündenfallerzählung den Menschen verheisst: *Ihr werdet sein wie Gott*, wird damit nicht nur die Urteilsfähigkeit des Menschen gemeint sein, sondern auch das Gegenstück dazu: die Scham. Gott hat eine Scham, die Er verhüllen und nur Ausgewählten offenbaren möchte. Gottes Weltflucht gründet in dieser Schamhaftigkeit. Unsere schamlose

Gesellschaft bekundet Mühe damit, Gottes Scham zu verstehen. Bezeichnend ist hierfür unsere Sorglosigkeit im Umgang mit persönlichen Daten. Wir leben Transparenz. *Ich habe ja nichts zu verbergen*, sagen wir. So machen wir Schamlosigkeit zu einem moralischen Attest: Wer sich schämt, macht sich verdächtig. Und der liebe Gott wäre doch der Letzte, der sich zu schämen bräuchte?!

Das schlechte Gewissen ist aber nicht der einzige Grund zur Scham. Man kann sich auch aus guter Menschenkenntnis schämen: Egal, wie viele gute Gründe man hat, zu sich selbst zu stehen – es lassen sich immer Menschen finden, die bereit sind, einen zu zerreißen.

* * *

Wir wissen von keinem Gott, weil Er sich entzogen hat. Auch wenn dieser Gott heute für unsere Begriffe verdächtig wenig von sich preisgibt – Er hat schon einmal alles preisgegeben. Er hat sich schon einmal entblösst und Er tut gut daran, das künftig bleiben zu lassen. Genug ist genug.

Unter diesen trüben Vorzeichen kann sich Gott dem Menschen noch mit den Strategien der *Spieltheorie* nähern: Er gibt sich unter Vorbehalten jenen zu erkennen, die Sein Vertrauen wecken. Damit macht Er uns für unsere Gotteserkenntnis mitverantwortlich. Sehen Sie zu wenig Indizien für Gottes Existenz? Schon mal die eigene Vertrauenswürdigkeit hinterfragt?

Vielleicht kann uns die Spieltheorie die merkwürdige Vorgehensweise Gottes etwas erhellen. Die Grundregeln erfolgreicher Verhandlungsstrategien sind:

- Man beginne immer wieder einmal mit kooperativem Verhalten.
- Man kommentiere eigenes Verhalten.
- Man kommuniziere, wie man das Verhalten des Gegenübers einordnet.

Punkt eins ist selbstverständlich. Gott kommt uns Menschen mit Vorschussvertrauen entgegen. Allein der Umstand, dass Gott uns unbehelligt leben lässt, ist ein Kooperationsangebot. Und vielleicht bemerken wir sogar irgendwann, dass wir in einer Sache unverdientes Glück hatten.

Punkt zwei und drei stellen Gott vor ein ernsthaftes Problem: Wie könnte Gott mit den Menschen kommunizieren, ohne gleich das Geheimnis Seiner Existenz preiszugeben und uns vor die vollendete Tatsache Seines Daseins zu stellen?

2. Alle Gottesbilder sind falsch ...



Theologen sprechen gerne von Gott als dem *ganz Anderen*. Diese Bezeichnung ist einwandfrei. Je genauer man hinschaut, desto augenfälliger werden Unterschiede. Ganz egal, wohin man blickt – wer Differenzen erkannt haben will, behauptet eine gewisse Nähe zur Sache und gibt sich als Kenner aus.

Meistens ist mit dieser Feststellung aber gemeint: *Gott ist der ganz Andere, als DU denkst*, was jedes Nachdenken über Gott im Keim ersticken möchte. Es wird dann daran erinnert, dass man sich kein Bild von Gott machen solle. Das stehe ja schon in den Zehn Geboten – wie wenn bereits ein Gottesbild ein Frevel gegen Gott wäre.

Das ist wenig einleuchtend: Man kann nicht *kein Gottesbild* haben. Damit, dass wir Gott einfach als den *ganz Anderen* bezeichnen, ist niemandem gedient. Am allerwenigsten Gott selbst. ER möchte sich ja den Menschen bekannt machen. ER möchte erkannt werden. Jede Aussage über Gott steht zwar zu Recht unter dem Verdacht, falsch zu sein – um Gott kennenzulernen, bringt diese grundsätzliche Skepsis aber niemanden weiter.

Wie dürfen wir von Gott sprechen?

* * *

In den Wissenschaften nähert man sich komplexen Realitäten über Modelle an. Ein Modell kann eine vereinfachte Nachbildung eines weitgehend bekannten Sachverhalts sein. Dann dient es der Vermittlung und muss sich an den Voraussetzungen einer Zielgruppe orientieren. Oder es kann eine versuchsweise Abbildung einer Wirklichkeit sein, die noch nicht ausreichend bekannt ist. Dann dient es der Forschung und knüpft an einem aktuellen Wissensstand an.

Ein Modell ist eine Verkürzung der Wirklichkeit und deshalb per definitionem falsch. Es reduziert die Wirklichkeit in mindestens einem Aspekt. Sonst wäre es ja selbst Original. Je zahlreicher die Parallelen eines Modells zur Realität sind, desto schöner

scheint uns das Modell. Schöne Modelle verführen zu falschen Annahmen. Sie überstrahlen mit ihren offensichtlichen Parallelen alle Differenzen und werden leicht für die Sache selbst gehalten. Modelle bringen so gedankliches Schwemmgut mit sich und richten einen geistigen Kollateralschaden an. Es geht leicht vergessen, dass es sich bloss um vereinfachte Nachbildungen handelt. Deshalb ist es zwar unschön, aber wichtig, dass sich Modelle widersprechen. Das Schwemmgut reibt sich dann an anderen, ebenfalls gültigen Modellen. So werden unsere Erwartungen an das Modell kritisch hinterfragt. Verschiedene Modelle helfen, den wesentlichen Kern einer Sache einzukreisen.

Im Grunde kann man jeden Gegenstand zu einem Modell von irgendetwas erklären. Kinder haben keine Mühe mit dem Denken in Modellen. Ihre Fantasie erlaubt es ihnen, aus irgendeinem Objekt ein fast beliebiges Spielzeug zu denken. Es reicht ihnen, eine gewisse Entsprechung zu erkennen, und schon dient z. B. ein Ast als Kran. Und im nächsten Moment muss der gleiche Stecken als Gewehr hinhalten. Spielen heisst, in einer Welt der Modelle aufzuleben. Auch hier ist ein Mangel Ursache für die Anwendung von Modellen: Die Not des Nicht-Habens macht Kinder erfinderisch.

Wenn Manager mit Lego-Klötzchen spielen, wenn Architekten ein Modellhäuschen bauen, wenn Musiker eine Melodie versuchsweise auf einem anderen Instrument erklingen lassen, dann nennt man das *Denken mit den Händen*. Tatsächlich aber denken nicht nur ihre Hände – das Modell denkt mit, weil seine Eigenschaften eine bestimmte Handhabung nahelegen. Die Lego-Klötzchen, der Karton, das andere Instrument – sie alle haben gewisse Eigentümlichkeiten, die neue Sichtweisen auf eine unübersichtliche Wirklichkeit eröffnen. Das geistige Schwemmgut des Modells wird dann bewusst gesucht, weil es Kreativität verspricht. Der Mensch tritt in einen fruchtbaren Dialog mit einem Modell und möchte sich zu neuen Annahmen verführen und von nicht erwarteten Parallelen überraschen lassen. Entdeckungen durch

Modelle haben dann auch etwas Zufälliges und wollen mit Vorsicht genossen werden.

* * *

Gott – wenn es Ihn gibt – ist eine äusserst komplexe Wirklichkeit. Einen Zugang zu Gott finden wir nur über Modelle. Modelle, die sich notwendigerweise immer auch widersprechen. Auf Gott trifft ganz besonders zu: *Alle Modelle sind falsch, aber einige sind nützlich*. Es ist zwar richtig zu sagen: *Gott ist der ganz Andere*. Nützlich zu sagen aber ist: *Gott ist der ziemlich Gleiche*. Und zwar der ziemlich Gleiche wie Sie!

Der Mensch soll sich kein Bild von Gott machen, weil Gott ihn bereits als Bild Seiner selbst geschaffen hat: Der Mensch ist ein Modell Gottes. Schon zu Beginn stellt die Bibel klar, in welcher Weise sie von Gott sprechen möchte. Sie legt ihre Grundannahmen offen: Gott und Mensch gleichen sich. Es ist dem Menschen möglich, von sich auf Gott zu schliessen. Wie es ist, ein Gott zu sein, entzieht sich der menschlichen Erfahrungswelt nicht. Der Mensch kann ja nur aus seinem Erfahrungsschatz sprechen. Aber das menschliche Erleben ist auch so aufgebaut, dass er in Bezug auf Gott sprachfähig wird. Die Erfahrbarkeit der Dinge hat die Erfahrbarkeit Gottes zum Ziel. Wenn der Mensch an sich selbst als an einem Modell Gottes arbeitet, dann arbeitet er zielführend an sich selbst. So wird sein Gottesbild immer mehr eine Gestalt annehmen, die Gottes Selbstbild entspricht. Selbsterkenntnis darf in Gotteserkenntnis verwandelt werden. Die Leitfrage der christlichen Lebensreflexion lautet, ob sich da nicht gerade Gott verständlich machen möchte.

Schlussendlich arbeiten nicht wir an unserem Modell, sondern das Leben. Gott in den eigenen Erfahrungen zu erforschen, ist den Zufällen des Lebens unterworfen. Gott möchte Seine Entdeckung aber nicht allein dem Zufall überlassen. Als Schicksalskraft greift Er im entscheidenden Moment ein, um uns jene Dinge erleben zu lassen, die unsere Sicht auf Ihn ergänzen könnten.

Die Vorstellung von Gott als dem Uhrmacher, der dem Weltgeschehen ein für alle Mal seinen Lauf gibt und sich dann jeglichen Eingriff verwehrt, ist verheerend. Sie schliesst damit auch aus, dass Gott auf unsere Vorstellungen von Ihm Einfluss nimmt. Die Suche nach Gott ist aber keine einseitige Suche, bei der das Verborgene passiv auf eine Entdeckung hofft. Wenn wir uns als Suchende bezeichnen, dann steuert Gott unsere Suche nach Ihm, indem er unser Erleben beeinflusst. Hier geschehen eigentliche Wunder, Eingriffe Gottes in die zufälligen Abläufe Seiner Schöpfung, und wir tun gut daran, sie uns nicht entgehen zu lassen. Gott arbeitet an uns an einem Modell von sich – zu unserer Erkenntnis. Es geht beim menschlichen Modell um die versuchsweise Abbildung des noch nicht erkannten Gottes. Weil aber Gott sich darin zu erkennen gibt, geht es nicht allein um Forschung, sondern um Vermittlung. Gott kreiert den Menschen als Vermittlungsmodell Seiner selbst.

Deshalb fürchte ich mich bei der Frage nach Gottes Wesen kaum vor Wahrnehmungsverzerrungen (wohl aber davor, dass Gottes Eingreifen in mein Denken von Ihm mit manchmal unangenehmen Erfahrungen verbunden ist).

Meine Antworten auf theologische Fragen haben immer dieselbe Struktur. Ich erzähle von meiner Frau oder meinen Kindern und meiner Beziehung zu ihnen. Genauer: von meinen Beziehungsschwierigkeiten. Oder ich berichte von Erfahrungen aus meinem Berufsleben. Das ist mir manchmal etwas peinlich. Wenn ich von Gott spreche, lege ich meine Herausforderungen und mein Versagen offen. Ich kann nicht über Gott reden, ohne mich zu entblößen. Auch will ich andere nicht dauernd mit meinen Themen belästigen. Meine Antworten klingen nach Laientheologie. Ganz banal. Das sind sie ja auch.

Theologie aber muss für Laien sein. Wenn Gott allgemeingültig sein will, muss von Ihm zu sprechen allen Menschen möglich sein. Um sein Erleben in die grosse Gleichung der Gottebenbildlichkeit einzusetzen, braucht der Mensch keinen überdurchschnittlichen Intellekt. Gott zu suchen ist die Herausforderung,

die auf jeden Menschen zugeschnitten ist. Das Leben – vor allem durch seine Unannehmlichkeiten – befähigt jeden Menschen dazu, angemessen von Gott zu sprechen.

Gott kann von uns nicht anders gedacht werden, als wenn Er unser ideales Selbst wäre. Das wird als menschliches Handicap gewertet. Aber ich möchte das umgekehrt als eine absichtsvolle, krasse Aufwertung unseres Fühlens, Denkens und Handelns verstehen.

In dem Bewusstsein, uns selbst als Modell Gottes aufzufassen, drängt sich uns ein neuer Umgang mit dem Menschen auf. Die Maxime christlichen Lebens lautet: *Handle stets so, dass du den Menschen – sowohl dich selbst wie alle andern – als Mittel gebrauchst, Gott besser kennenzulernen.* Gott und Mensch leben beide davon, dass der Mensch für ein Modell Gottes gehalten wird. Wo dieser Zusammenhang aufgehoben wird, werden beide getötet. Sei es, dass der Mensch als Modell eines beliebigen Objekts verstanden und erniedrigt wird. Sei es, dass er für das Original schlechthin gehalten und zuerst vergöttert, dann aber gestürzt wird. In jedem Fall wird Gottes Bestreben, sich dem Menschen im Menschen zu zeigen, untergraben. Wer dem Menschen abspricht, Gott zu verstehen, spricht Gott ab, verstanden zu werden.

* * *

Mein Schwiegervater vermachte uns ein Ölgemälde, das ursprünglich das Wohnzimmer seines Grossvaters (eines gewissen Herrn Bots – gesprochen mit langem o) geschmückt hatte. Das Bild verdeckt in seiner Grösse hervorragend die hässliche braune Teppichwand in unserem Esszimmer und wertet auf, was es von ihr nicht verdeckt. Unserer Ikea-Einrichtung setzt es einen Kontrapunkt an Originalität entgegen und strahlt mit einer bürgerlichen Aura in die Niederungen unserer Tischkultur. Meine Frau und ich haben drei Kinder in Vorschulalter. Wenn um mich Teller, Besteck und Essensreste fliegen, wenn Joghurt gegurgelt und Brot

geknetet wird, blicke ich Hilfe suchend zum Gemälde ... Nicht nur beim Christus darin suche ich Beistand – die schiere Kunst spricht mir Hoffnung zu und ich wünschte, dass sie etwas auf meine Kinder abfärben würde (und nicht umgekehrt).



Das Gemälde ist hinten beschriftet mit *Das Gleichnis, Matthäus 13,47-49*. Für mich war sofort klar, dass es den Apostel Petrus nach dem erfolgreichen Fischfang zeigt. Petrus muss zu Jesus irgendetwas sagen wie: *Geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!* Oder: *Du bist der Messias!* Oder: *Du weisst, dass ich dich liebe.* Und Jesus wehrt beschwichtigend ab: *Du bist der Fels und ich mache dich zum Menschenfischer und hier sind die Schlüssel ...* Es dauerte, bis mir dämmerte, dass das unmöglich im Matthäusevangelium, Kapitel 13, stehen kann. Und dass das ja auch kein Gleichnis wäre. Und es dauerte noch länger, bis ich endlich eine Bibel aufschlug und nachschaute. Wer dieses Zögern, eine Bibel aufzuschlagen, nicht von sich selbst kennt, hole doch mal auf der Stelle eine Bibel und lese die Verse!

Mich fasziniert an dem Gemälde, dass der Maler zwei verschiedene Ebenen miteinander verwischt. Im Gleichnis geht es

um einen Fischer, der seinen Fang sortiert. Im Gemälde aber spricht Jesus direkt zu dem Fischer, von dem er erzählt. Er erklärt ihm, was er da macht. Dass er eben nicht bloss Fische aussondert, sondern darin Gott imitiert: Wie der Fischer in seinen Händen die Fische prüft, hält Jesus seine Hände abwägend ihm entgegen. Des Fischers Urteil über seinen Fischfang ist ein Abbild von Gottes Gericht über ihn. Sein Handeln am Fang ist modellhaft für Gottes Handeln an ihm. Das Gleichnis stellt die Frage in den Raum, ob sich der Fischer selbst als Speisefisch oder als Beifang sieht – und kommt bald an seine Grenzen.

Jesus bietet den Fischern eine Sicht auf ihre triviale Arbeit, die sie zu Theologen macht. Oder mindestens machen könnte: Zwei Fischer sortieren miteinander ihren Fang. Sie verrichten identische Arbeit, auch in der Qualität. Einer krümmt sich dabei einfach über seine Arbeit. Der andere öffnet sich in seiner Arbeit möglichen Gleichnissen über Gott.

Im Bild legt der Mann im Gefolge Jesu seine Hand auf die Schulter der Frau und raunt ihr zu: *Was Jesus da sagt, gilt auch für dich – die Beziehung zu deiner Tochter will dir Modell sein für Gottes Beziehung zu dir.*

Und das gilt für jeden Menschen und unzählige Tätigkeiten: Zwei Männer arbeiten zusammen auf dem Feld. Einer weiss, dass seine Beschäftigung Gleichnisse über Gottes Taten an ihm birgt. Der andere erledigt bloss seine Arbeit. Zwei Lehrerinnen unterrichten zusammen eine Klasse. Sie verrichten identische Arbeit, in der Qualität, in ihrem Einsatz, in ihren pädagogischen Grundsätzen – es gibt kein eindeutiges äusseres Erkennungsmerkmal der inneren Arbeit am Gottesbild. Eine macht dabei lediglich ihren Job. Die andere sucht in ihren Handlungen und Herausforderungen beiläufig nach möglichen göttlichen Entsprechungen.

* * *

Die Bibel nennt diese Modellsituationen *Gleichnisse*. Jesus erzählt Gleichnisse, weil Geschichten leichter memorierbar

und spannender zu vermitteln sind als theologische Lehrsätze. Eine Geschichte legt sich nicht auf eine einzelne Zielgruppe fest. Kinder können sie um der Geschichte willen hören und sich dann ein Leben lang von ihr begleiten lassen.

Gleichnisse leiten auch zum Selberdenken an. Sie wollen interpretiert werden. Sie wollen nicht verführen, sondern sind mit einem Warnhinweis versehen – dadurch, dass sie manchmal weit hergeholt wirken und sich ganz offensichtlich mit anderen Gleichnissen beissen. Da heisst es z. B., Christus komme wie ein Dieb in der Nacht. Steigt er durchs Fenster? Möchte er etwas stehlen? Das Bild des Diebes ist dermassen gesucht, dass man gar nicht anders kann, als es auf eine Kernparallele zu reduzieren: Christus kommt unerwartet. Ein Gleichnis behauptet nicht, die Fülle der Erkenntnis zu vermitteln. Es ist eine Annäherung. Dieses Bewusstsein, dass man sich der Wahrheit nur nähern (oder sich von ihr entfernen) kann, möchte es auch bei seinen Zuhörern schärfen.

Jesus entnahm seine Gleichnisse der Lebenswelt seiner Zuhörer. Den Bauern erzählte er vom bäuerlichen Leben, Fischern vom Fischfang und Händlern vom Geld. Damit baute er als weit-sichtiger Pädagoge auf natürliche Erinnerungsstützen. Er wusste, dass sich seine Zuhörer bei Gelegenheit immer wieder an seine Worte erinnert sehen würden.

Uns erinnern seine Gleichnisse an nichts. Sie entspringen selten unserer Alltagswelt. Die Tragik dabei ist, dass uns durch ihre Alltagsferne die Idee abhandengekommen ist, dass unser eigener Alltag uns ebensolche Gleichnisse bereithält. In unserem Kopf herrscht die feste Vorstellung, dass man von Gott nur in Bildern aus der nahöstlichen Lebenswelt von vor zweitausend Jahren sprechen kann. Diese eingeschränkte Sichtweise kastriert unseren Alltag. Der Mensch erhofft sich von seiner Frömmigkeit hilfreiche Impulse für sein Leben. Noch fruchtbarer aber sind die Impulse, die ihm das Leben für sein Gottesbild geben kann. Es geht beim Glauben nicht um den Alltag – es geht beim Alltag um den Glauben.



Nicht nur Jesus sprach in Gleichnissen. Diese Gattung war in der Antike verbreitet. *Platos Höhlengleichnis* ist ein Gleichnis über das Gleichnis. Er möchte damit verdeutlichen, dass unsere angenommene Wirklichkeit ein Schattenwurf dahinterliegender *Ideen* ist. Auch Paulus verwendet ein ähnliches Bild zur Beschreibung des menschlichen Erkennens. Während aber Plato unserer Wirklichkeit lediglich bescheinigt, Schatten einer jenseitigen Realität zu sein, wählt Paulus ein gewagteres Bild: Wie in einem Spiegel sehen wir! Was wir hier vor uns haben, ist nicht bloss Kontur, sondern es ist beinahe identisch mit dem Göttlichen. Wir dürfen lieber zu viel interpretieren als zu wenig. Im Zweifel für die Parallele. Wenn wir darum wissen, dass wir ein veränderungsbedürftiges Gottesbild haben, hat Gott die Möglichkeit, dieses zu korrigieren. Wenn wir uns einem Gottesbild grundsätzlich verweigern, sind Ihm die Hände gebunden.

Dass wir als Modell Gottes sehr beschränkt sind, versteht sich von selbst. Der Mensch ist ein Modell mit viel Schwemmgut. Da ist keiner, auch nicht einer, der nicht leiden würde unter Mangel an Parallelen zu Gott. Mein Leben ist ein hinkender Vergleich. Man kann das sportlich nehmen und versuchen, ein bisschen weniger zu hinken. Etwa indem man seine Nächsten gottähnlicher liebt. Es bleibt unvollendet. Und das ist auch ganz in Ordnung. Lieber reflektiert und folgenreich scheitern als mit viel Glück von Erfolg zu Erfolg schlittern. Der Sinn liegt ja nicht darin, dass unser Lebensmodell wie das Original wird, sondern dass wir das Leben überhaupt erst als Modell wahrnehmen. Wir sollen den Vergleich nicht scheuen und dürfen ruhig Äpfel mit Birnen vergleichen. Nur wer einen Vergleich wagt, kann überhaupt Unterschiede ausmachen.

Und gerade unser Scheitern im Modellsein, das schmerzhaft Bewusstwerden der vielen Unterschiede zum Original, ist Anbetung Gottes. Wir sollen Gott nacheifern – und dürfen Ihn

schliesslich getrost besser sein lassen, als wir es sind. Tiefe Anbetung hat immer den Beigeschmack der versöhnten Zerknirschung über die eigene Unzulänglichkeit. Gott ist eben doch einer, der Seinesgleichen sucht.

Wenn also um mich Teller, Besteck und Essensreste fliegen, wenn Joghurt gegurgelt und Brot geknetet wird, wenn die Erbsen im Trinkglas schwimmen und Pommes Motorengeräusche von sich geben, wenn die Jungs sich gegenseitig zum Überborden animieren und sich gegen jede Sitte verbünden, wenn sie mit beiden Händen auf die Tischplatte hauen und bestimmte Reizworte absichtlich in Endlosschleife von sich geben (zur Zeit hängen sie gerade an jedes Wort ein *ckch*, wie wenn selbst aus ihrer unvoreingenommenen Sicht unser Schweizer Dialekt geradezu nach einer Parodie schreien würde) – wenn meine Söhne mich am Esstisch in den Wahnsinn treiben, dann zwinkert mir Jesus aus dem Gemälde zu. Er möchte mir beistehen, indem er auf mich abfärbt. Wahrscheinlich nimmt er meine heillose Überforderung auch mit Genugtuung zur Kenntnis: Gott scheitert nicht allein – ich scheitere mit Ihm. Ich stelle mir dann vor, am Tisch sässen die Herren dieser Welt, und beobachte mich dabei, wie ich ihnen ihre Flausen auszutreiben versuche, ohne dabei noch zusätzlich Geschirr zu zerschlagen. In solchen Alltagssituationen verdient sich Gott meine Hochachtung. In meiner Ratlosigkeit angesichts der Herausforderungen meines Lebens ringt mir Gott Respekt ab. Das wird wohl der Zweck der ganzen Übung sein. Gott möchte mich in meinem Erleben ansprechen. Das macht das Leben anspruchsvoll.

* * *

Der Rat, sich selbst als Modell Gottes zu sehen, bietet allein eine unzureichende Basis für Gotteserkenntnis. Der Mensch lebt gar nicht lange genug, als dass er alle Folgen seiner Handlungen erleben könnte. Er kann in seiner Lebenszeit gar nicht oft genug scheitern, um von Gott eine Ahnung zu erhaschen. Und es fehlt

uns auch an Anhaltspunkten, wie wir unser Modellsein auswerten könnten. Ist ein erfolgreiches, glückliches Leben untrügliches Zeichen der Gotteserkenntnis?

Gott lässt uns nicht mit uns selbst als Seinem Modell allein. Er gab uns in Jesus ein Beispiel davon, was es heisst, ein Modell Gottes zu sein. Sein Leben gibt Gottes Charakter in aller Deutlichkeit wieder. Nur Jesus selbst hinkt nicht.

Die Theologie spricht in diesem Zusammenhang davon, dass sich der Vater in dem Sohn offenbare – so wie sich alle Eltern in ihren Kindern offenbaren: Unser dreijähriger Sohn hatte die lästige Gewohnheit, Menschen, die an unserem Garten vorbeiliefen, mit einem energischen *Nein!* zu begrüßen. Auch vorbeifahrende Autos begleitete sein Geschrei. Ab und zu unterbrach er dafür eigens sein Spiel im Sandkasten und rannte zum Zaun. Wie ein kläffendes Hündchen. Wir wollten ihm dieses äusserst peinliche Verhalten abgewöhnen, indem wir nach allen Regeln der Erziehungskunst Gespräche suchten und ihn über die Liebeswürdigkeit unserer Nachbarn aufklärten. Vergeblich. Schliesslich tat es ihm sein kleiner Bruder gleich. Irgendwann durften wir erkennen, dass unsere Kinder schlicht die Gefühlswelt ihrer Eltern nach aussen tragen. Zwischenmenschliche Kontakte werden uns schnell zu viel. Unangemeldeten Besuch z. B. nehmen wir auf der Gefühlsebene immer zuerst als Bedrohung wahr. Wir Erwachsenen haben gelernt, diese salonunfähigen Neigungen zu unterdrücken. Gegen aussen, aber auch gegen innen. Nur in unseren Kindern sind sie noch sichtbar.

Nicht selten schmerzt es, sich in den eigenen Kindern wiederzuerkennen: etwa wenn ich über die Aggressivität erschrecke, mit der mein älterer Sohn seinen jüngeren Bruder zurechtweist. Und ja: Auch in ihren Tischmanieren muss ich mit Referenzen an meinen Ess-Stil rechnen. In meinem Sohn rennt mein Charakter völlig nackt umher. An der langen Leine statt im Korsett.

Kinder sind ein Modell ihrer Eltern. Deshalb sprechen wir von Jesus als Gottes Sohn. Er ist der direkteste Erkenntniszugang zu Gott. Und jenen, die keinen Zugang zu Jesus, dem ultimativen

Modell Gottes, haben, widerfahren die Geheimnisse Gottes immerhin in den Gleichnissen ihres Lebens.

* * *

Menschen erklären, dass sie mit dem Bild von Gott als einem liebenden Vater nichts anfangen könnten, weil sie keine oder eine schwierige Beziehung zu ihrem Vater gehabt hätten. Dahinter stehen belastende Erfahrungen – die Funktion des Gleichnisses wird hier aber falsch verstanden. Das Bild vom Vatergott richtet sich nicht an die Kinder, sondern an die Väter. Der bekannte Psalm *Der Herr ist mein Hirte* wurde ja auch nicht für Schafe geschrieben. Sondern für Hirten. Für Hirten, die sich als Gottes Schafe sehen dürfen. Um Gott kennenzulernen, muss man in Gottes Röllchen schlüpfen und den Regieanweisungen des Lebens Folge leisten. Einen erschwerten Zugang zum Vater-Vergleich hat man vielleicht, wenn man selbst nicht Vater oder Mutter ist. Mit etwas Einfühlungsvermögen kann man sich da aber auch leicht hineinfühlen.

* * *

Weil Gotteserkenntnis Selbsterkenntnis bedingt, hält Gott uns den Spiegel vor. Die Überführung der Selbsterkenntnis in Gotteserkenntnis befreit den Menschen auch von seinem Kreisen um sich selbst. Unsere zwanghaften Selbstbetrachtungen erfahren hier eine sinnvolle Nutzen-Erweiterung. Man kann in der Selbstreflexion ertrinken. Oder man kann ihre unerschöpfliche Fülle an möglicher Gotteserkenntnis auskosten.

Das Leben zwingt den Menschen, von und zu Gott zu sprechen, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht. Weil der Mensch für Gott nicht ein Modell suchen muss, sondern das Modell bereits in sich selbst vorfindet, ist es ihm unmöglich, nicht über Gott zu sprechen. Die Frage *Wie sollen wir über Gott sprechen?* ist falsch gestellt. Richtig wäre: *ACHTUNG – wir sprechen immer über Gott!* Mit den Verhältnissen, die wir in unserem Modellsein zwischen

uns und unseren Mitmenschen schaffen, positionieren wir uns selbst in Bezug auf Gott. Gott ist eine Hochrechnung unseres Selbstbildes. Da sollen wir Massstabstreue anstreben, denn mit dem Mass, mit dem wir messen, werden wir gemessen werden.

Unser Gottesbild ist unfertig, so wie wir als Menschen unvollkommen sind. Unser Gottesbild ist deshalb eine sich ständig wandelnde Arbeitshypothese. Die Frage wird sein, ob Gott sich in unserem Gottesbild finden kann. *Wahr ist letztlich jenes Modell, mit dem uns Gott davonkommen lässt.*

* * *

Mühselig scheinen mir die Versuche jener, die *Gott* retten wollen, indem sie dem Wort eine neue, leichter fassbare Bedeutung geben. Gott sei eine Kraft oder ein höheres Prinzip. Gott ereigne sich in der zwischenmenschlichen Begegnung. Gott sei die Liebe. Gott sei das grosse Ganze ... *Gott darf weiterhin existieren, weil er nichts anderes ist, als was unbestreitbar existiert.*

Solche reduzierten Gottesbegriffe haben sich nicht durchsetzen können. Die Sprache rückt einen Begriff nicht so schnell heraus. Gott bleibt Gott. Und die biblischen Erzählungen behalten die Deutungshoheit über diesen Begriff. Deshalb bleibt Gott für uns ein menschenähnlicher Gott. Und das ist – glaube ich – ganz in Seinem Sinn. Je mehr ich nämlich Gott als mir ähnlich betrachte, desto glaubhafter und hilfreicher erscheint mir Seine Existenz.